

Peter Henninger: Der Buchstabe und der Geist. Unbewußte Determinierung im Schreiben Robert Musils. Frankfurt/M., Bern, Cirencester/U.K.: Lang 1980. 247 S. (= Literatur & Psychologie. Hrsg. v. Bernd Urban u. Wolfram Mauser. Bd 4)

I

Es gibt selbst in der Literaturwissenschaft Bücher, die zwar nicht die Spannung eines Kriminalromans, wohl aber die einer Kriminalakte haben: nämlich die Lust des Lesers an detailbesessener akribischer Recherche, filigraner Fall-Konstruktion und fein berechneten Indizienketten zu befriedigen. Um ein solches Buch handelt es sich, seltsam genug in der Musil-Philologie, bei der Arbeit von Peter Henninger. Der in Paris lehrende Musil-Forscher, der durch einige Aufsätze der Musil-community bereits bekannt war und zuletzt durch seine luziden Argumentationen auf dem Berliner Musil-Kolloquium 1980 auffiel, hat nunmehr seine vor allem dem Frühwerk gewidmeten langjährigen Studien zu einer geschlossenen Gestalt gebündelt.

Die Parallele zur Kriminalakte verweist auf das Verfahren Henningers. Wenn Döblin (beiläufig zum 'Alexanderplatz') von einer durch Kriminalität unterwühlten Gesellschaft spricht und jede (gute) Fall-Rekonstruktion die Mechanik der Vermittlung erscheinender Legitimitätsebene und ausgegrenzter, verdunkelter 'Unterwelt' freilegt, dann kann man die Arbeit Henningers dadurch kennzeichnen, daß sie die erscheinende Sprachgestalt der Werke Musils und dessen Lebenssignatur genetisch vermittelt mit dem "unbewußten Begehren", das - dem taghellen Blick entzogen - sich in beide, Leben und Text, bestimmend einschreibt. Die Arbeit ist also eine psychoanalytische. Sie bezieht sich auf die Reformulierungen der Psychoanalyse durch Jacques Lacan, vor allem wohl, wenn ich recht sehe, deswegen, weil dieser das Unbewußte 'wie eine Sprache' strukturiert sieht, als einen durch bestimmte Generierungsregeln beherrschten Symbolbildungsprozeß, dem das Subjekt und seine erscheinende Sprache grundlegend unterworfen und der darum in der Sprache, dichterischer zumal, aufzufinden ist. Mit jener von Musil bevorzugten "phantastischen Genauigkeit", die manchmal freilich ans Zwanghafte reicht, recherchiert Henninger (1) das sprachliche Funktionieren des Unbewußten vor allem in den 'Vereinigungen'; (2) die psychodynamischen Motive der neurotischen Krise, die im Verlauf der Novellenproduktion hervortritt und sich lebensgeschicht-

lich in die Kindheit zurück und voraus bis ins Alter des Autors verzweigt; sowie (3) – nach Corino und Cremerius – noch einmal die unbewußten Dimensionen der Konfiguration Musil – Freud. Die Anwendungsebenen psychoanalytischer Interpretation, wie sie Henninger einleitend in Auseinandersetzung mit Bellemin-Noel in verallgemeinernder Weise begründet, sind also text- wie autoranalytische. Da ß überhaupt auch psychoanalytisch verfahren werden muß, bedarf dagegen nach all den nicht-analytischen und immer an bestimmten Grenzen notwendig aufgebenden oder scheiternden Versuchen, mit den Verrätselungen des Novellenwerks und den Unerklärlichkeiten der Biographie fertig zu werden, keiner eigenen Rechtfertigung mehr.

Dennoch wird die Arbeit Henningers der psychoanalytischen Literaturinterpretation vermutlich nicht nur Freunde gewinnen. Wie Henninger einmal der Musil-Forschung in ihrer hilflos-affirmativen Zitiertechnik – Musil w i e d e r h o l e n d – die unbewußte Fortsetzung des Wiederholungs-zwangs Musils vorrechnet, nämlich das Insistieren des Unbegriffenen (S. 55/6), so stellte sich seiner eigenen Arbeit gegenüber bei mir ein Pendeln zwischen Abwehr und Faszination ein -: ein Lesephänomen, das bei Texten, die notwendig an Tabuzonen rühren und eingelebte Selbstgewißheiten des Bewußtseins infragestellen, häufig ist. Auch wenn also die Lektüre des Henninger-Buches die Bereitschaft voraussetzt, sich auf das eigene, den Lesevorgang ständig intermittierende Unbewußte einzulassen, d.h. also die selbstkritische Auflösung gegenübertragungsähnlicher Phänomene erfordert, so geht die Zwiespältigkeit, glaube ich, auch auf Henningers Buch selbst zurück.

Henninger hat, solche Ambivalenz wohl voraussehend, darum die psychoanalytische Argumentation, die sich vor dem Phantastischsten nicht scheut, durch ein Höchstmaß philologischer und biographischer Genauigkeit wahrscheinlich zu machen versucht. Dabei erbringt er eine Fülle von neuen Aufschlüssen zum Frühwerk, die auch nichtanalytischen Forschern Gewinn versprechen: es sind dies Interpretationen etwa zur Entwicklung der Erzählstrukturen in den Jahren 1908/11; zu einer Reihe von eigentümlichen Tagebucheintragungen und Notizen im Werkentstehungszusammenhang; zu Musils Arbeits- und Produktionsweise, seinen Schreibhemmungen und seelischen Krisen, den Schreibfunktionen, zu seinen Berufskarrieren und den Gründen ihres Abbruchs und schließlich vor allem seinem Verhältnis zu Freud. Von diesen der Forschung durchweg bekannten Problemen ist zu sagen, daß sie bislang nicht hinreichend verstanden sind und daß Henninger ihrer Lösung mit seinem Ansatz ein großes Stück näher kommt. Dies verdankt sich auch

der äußerst detailgenauen wie synoptischen Musil-Kenntnis Henningers.

Was nun den psychoanalytischen Gewinn betrifft, so macht Henninger, m.E. überzeugend, erstmals darauf aufmerksam, daß eine fundamentale unbewußte Determinante des Gesamtwerkes das Problem der Geschlechterdifferenz und damit allgemeiner des Status des Subjekts in der Sprache ist. Denn, nach Lacan, hängt beides zusammen. Die Funktion des Phallus, die Henninger herausarbeitet, besteht nämlich darin, "Repräsentant der Differenz" (S. 116) zu sein, was auf die einfache geschlechtskonstituierende Differenz von Kastration versus Nicht-Kastration hinausläuft: eine sicherlich orthodoxe, längst nicht mehr unbestrittene Fassung jener Urtatsache, über die Ulrich nachdenkend so erstaunt: "Der Mensch kommt in zweien vor. Als Mann und als Frau." (MoE 687). – Diese Differenz muß, wie klinisch erforscht ist, erworben werden in der Sozialisation, und zwar über die normativ geregelten Verläufe des ödipalen Dramas, in dessen Zentrum das Begehren des Phallus und die Kastration eingeschrieben ist. Normativ insofern, als die Einführung des Subjekts in die Geschlechterdifferenz ein nicht-natürliches, sondern kulturelles Muster ist, das mit der Einführung des Subjekts in die Sprache und das System der symbolischen Ordnung verbunden ist, ja mit ihr konvergiert.

Henninger arbeitet am Frühwerk (Vereinigungen, Törleß, Grauaugé u.a.) nun eine Reihe gleichstrukturierter Szenen auditiven Voyeurismus heraus, die überzeugend auf die sog. Urszene zurückgeführt werden können. Diese enthält die Frage nach der Existenz des Subjekts (der Protagonisten/Musils) in doppelter Bedeutung insofern, als es in der Urszene um die Konstitution des Subjekts geht – durch die Zeugung sowohl wie durch die 'hervorrufende', gleichsam generative Sprache der Eltern. Unter dem Gesetz des Vaters (Phallus) nun erhält das Subjekt seinen Platz in der symbolischen Ordnung der Familie, der Geschlechter, der Gesellschaft.

Henninger demonstriert, daß im Kern des Unbewußten der Novellentexte und des Autors man immer wieder auf das ödipale Dilemma stößt – in der spezifischen Variante, daß Musil in der Logik der Geschlechter nicht eindeutig identifiziert ist. Jenes vom 'Törleß' bis zum 'MoE' wiederkehrende, ganz bewußte Phantasma, "ein Mädchen sein zu wollen", entspringt einer verdrängten, unvollständigen Einführung in die "Differenz": wovon schließlich die neurotischen Störungen Musils bis ins Alter ausgehen. Es perenniert die dramatische, aber unbewußte Unsicherheit über die Frage der Kastration. Henninger entwickelt die These, daß die Verteilung des metonymischen bzw. metaphorischen Sprechens – und Einigkeit besteht

darüber, daß es sich hierbei um d i e Sprachbewegungen vor allem des hermetischen Frühwerks handelt – ein unbewußtes Spiel der Mimesis männlicher und weiblicher Geschlechtsidentität darstellt. Deren symbolische Ordnung unterliegt der verdrängten Bedeutung des Phallus als dem Signifikat der Signifikate, die sich durch alle Signifikantenketten hindurch- und zugleich entzieht: das Gesetz des Vaters.

Von daher leitet Henninger die unbewußten Bedeutungen des Schreibens bei Musil ab, d.h. die Obsessionen des Begehrens, die im Schreiben wirksam werden. Henninger faßt diese jedoch häufig eindimensional und konkretistisch, wenn er etwa das Schreiben der 'Vereinigungen' aus dem Phantasma des (als weiblich unterstellten) "Orgasmus continuus" hervorgehen sieht, das Schreiben des 'MoE' dagegen als "Reservatus" (daher die Unvollendbarkeit; die Hemmung, zu Ende zu kommen) oder als Samenerguß, als Coitus etc. deutet.

Wie immer man dazu (und den jeweils natürlich umfänglichen Ableitungen Henningers) stehen mag – und ich halte keine Analyse des Schreibens ohne Berücksichtigung des fundierenden Begehrens für vollständig –: mit diesem Buch ist ein Problem Musils hervorgetrieben, dem man bislang aus naheliegenden Gründen ausgewichen ist.

Problematisch erscheint mir dabei, daß Henninger dieses Problem durch eine hochmanieristische Konstruktion des Signifikanten "V" (als Graphem, Buchstabe, Zahl zu lesen) vor allem im sog. Vorspruch zur Veronika-Novelle gewinnt: wobei ich die manieristische Potenz des Unbewußten nicht unterschätze. Gleichwohl fühlt man sich an Frühzeiten der Psychoanalyse erinnert, wo Analytiker mit der Botanisiertrommel durch den Garten der Literatur streiften, um überall die bunten Gewächse der Inzestmotive einzusammeln und zu trocknen. Viel entscheidender als der Signifikant "V", den Henninger zur ontologischen Würde des Repräsentanten des Phallus erhebt, sind m.E. die sozialen Konfigurationen, die nach bestimmten symbolischen Regelsystemen geordnet sind und die das Subjekt bis in sein unbewußtes Begehren hinein strukturieren. Die ohnehin etwas schmale linguistische Grundlage Lacans (nämlich Saussure, Jakobson) führt zu solchen kapriziösen Konstruktionen; wie mir denn auch scheint, daß die fast ausschließliche Konzentration auf die Sprachfiguren von Metonymie und Metapher eine Verkürzung der sprachlich-logischen Bestimmungen des Primärprozesses in der Freudschen "Traumdeutung" (u.a.) ist.

Wichtiger aber erscheint mir, daß im Zuge der Lacanschen Reformulierungen

im Grunde nur die unbewußten Dimensionen ins Spiel kommen, die der klassischen Triebtheorie Freuds, gruppiert um den Ödipus, entsprechen. Keinerwegs nämlich ist sicher, daß z.B. die uneindeutige Geschlechtsidentität bei Musil auf ein unvollständiges Durchleben des ödipalen Konflikts zurückgeht, was dann durch einen 'invertierten Ödipus' oder den Rückzug auf vorödipale Positionen beantwortet würde. Ebenso nämlich wäre die spezifische ödipale Struktur Musils dadurch erklärbar, daß er aufgrund eines nicht überwundenen präödipalen Banns die ödipale Triangulierung defensiv verarbeitet, nämlich im Zeichen perennierenden narzißtischen Begehrens. Daraufhin wären Biographie und Werk neu zu lesen; immerhin ist eine überwältigende Fülle narzißtischer Konfigurationen in Musils Werk unübersehbar. Von daher wäre auch die Frage kritisch zu überprüfen, ob die anankastischen Züge Musils Momente einer Zwangsneurose sind (wie Henninger meint) oder nicht eher Momente einer viel früheren depressiven Position oder Melancholie. Auch wäre zu fragen, ob Schreiben und Werk immer eine genitale Bedeutung haben oder nicht in einem übersehenen Maße Funktionen eines Übergangs-(Selbst-)Objekts im Sinne Winnicotts übernehmen. Das hieße (in aller Kürze), daß Musil der ödipal strukturierten, "väterlichen" Berufswelt ausweicht und Schriftsteller wird, um im Schreiben das Begehren nach Ungetrenntheit zu verewigen. Dies erklärte auch die "Weiblichkeit" des Sprechens in der 'Veronika', nämlich nicht als ödipale Inversion, sondern narzißtische Identifizierung: diese stellt das Schreiben her. Also: die Mutter, nicht der Vater wäre die zentrale symbolische Repräsentation im Musilschen Unbewußten.

Würden sich von hier aus nicht überhaupt Neubewertungen ergeben? Fällt nicht auch der bis ins Ontologische getriebene Phallozentrismus Lacans ins Auge, dem Henninger m.E. auch unterliegt? Nicht ganz zufällig kann sein, daß Helga Gallas in ihrer jüngst erschienenen, sehr schönen Lacanistischen Arbeit zu Kleists 'Michael Kohlhaas' zu denselben Ergebnissen bezüglich Geschlechtsindifferenz und phallischer Ordnung kommt wie Henninger bei Musil. Dies liegt m.E. daran, daß die psychoanalytische Ontologie Lacans, insbesondere in der Setzung des Phallus als einziger Ordnungsinstanz, zu einer Enthistorisierung des psychoanalytischen Verfahrens in der Literaturwissenschaft führt. Nicht nur, daß dadurch ein geheimer Patriarchalismus Lacans als überhistorische Ordnung sich durchsetzt, sondern vor allem, daß deswegen die Einbettung psychoanalytischer Literaturauslegung in eine Psychohistorie (und eine Geschichte der Inkorporierung der Geschlechtsidentitäten) verhindert wird, halte ich für einen Nachteil, den Henninger (unwillentlich?) in Kauf nimmt. Und völlig verloren geht

dabei schließlich die Möglichkeit, die "Weiblichkeit" des Musilschen Schreibens etwa in der 'Veronika' anders denn als neurotische Störung, nämlich als eine Transgression der Geschlechtertrennung zu lesen, die sich gegenüber anderen kulturellen Praktiken der vergleichsweise 'weichen', nicht von vornherein patriarchalischen Struktur des Ästhetischen verdankt. Wäre es nicht auch eine Utopie der Kunst, daß sie in Zeiten des unsäglichen Leids der Geschlechterverfeindung ein Medium darstellt, welches (sogar) Männern die Möglichkeit gibt, ihre unter dem Druck männlicher Verpanzerungen verdrängten weiblichen Anteile imaginär - eben als uneingelöstes Kunstschönes - zu (ver-)suchen: wenn auch um den Preis, daß dies von der, ob nun lacanistischen oder freudianisch-orthodoxen Wissenschaft als regressiv, neurotisch usw. etikettiert wird.

Psychoanalytische Kategorien sollten sich dadurch auszeichnen, daß sie tentativ sind - versuchsweise Verständigungsformeln, in denen lebensgeschichtliche Erzählungen kondensiert sind. Die Geschichte jedes Patienten, aber auch jedes Autors arbeitet gewissermaßen mit an der Veränderung des analytischen Kategorienrasters. Dies ist bei Interpretationen zu berücksichtigen - d.h.: Psychoanalyse verfährt nicht-objektivistisch. Literatur ist, seit wir Freud kennen, zwar anders zu lesen; aber Literatur kann nach wie vor über den Stand der Kategorienentwicklung hinausreichen, in dem sich das analytische Wissen resumiert. Mir fehlt etwas von diesem Bewußtsein in Henningers Arbeit, die - wie es oft auch ideologiekritischen Untersuchungen geht - zu sehr ihrem theoretischen Hintergrund verpflichtet ist, um nicht diesen quasi-objektiv gegen Literatur einzusetzen -: so als spräche Literatur nicht auch prinzipiell gegen die Vergitterung der Welt in Begriffe an, so als dokumentiere ihr Fortbestehen auch über Hegel und Freud hinweg nicht immer noch etwas davon, daß die symbolischen Ordnungen, auf die Wissenschaft uns festzuschreiben versucht, nicht unsere sind. Henninger hat in seinem Kapitel über Freud und Musil ausgezeichnet die Differenz wissenschaftlichen und literarischen Wissens herausgearbeitet und darin ein Stück Rehabilitation künstlerischen Sprechens geleistet, das, wie Cremerius in seiner Musil-Arbeit dekretiert, nach Freud grundsätzlich in einer defensiven Position sei. Dies ist so nicht. Und, so möchte man Henninger sagen, wie dies Freud gegenüber nicht gilt, so auch nicht gegenüber Lacan. - Doch ist, noch einmal, zu sagen: wer auf die Arbeit Henningers sich einzulassen bereit ist, wird in jedem Fall um vielfache Einsichten und Anregungen hinsichtlich des schwierigen Werks Musils bereichert werden.

Hartmut Böhme, Hamburg